

... mit einem Wink seiner Hand

Autor(en): **Brockhoff, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 44

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-753762>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

... mit einem Wink seiner Hand

VON STEFAN BROCKHOFF

Das Gefängnis von St. Pierre lag da, schattig und kühl. Draußen brütete die Nachmittagshitze über der Insel, die Straßen waren leer, die Blätter der Bäume und Pflanzen hingen müde und schlief in der stechenden Sonne, die Luft stand still, keine Welle kräuselte das Meer, doch hier drinnen, in den Gängen des Gefängnisses, schien die Luft frisch und unverbraucht. Voller Stolz machte der alte Gefängniswärter Pedro seinen jungen Nachfolger darauf aufmerksam. Sie schritten zusammen durch den langen, halb düsteren Gang, von Zelle zu Zelle, und der alte Pedro erklärte dabei seinem Nachfolger, was es mit den einzelnen Insassen auf sich habe.

«Viele Gäste haben wir im Augenblick nicht», meinte er, «dadurch, daß vorigen Monat die beiden Schlimmsten nach Cayenne abgeschoben wurden. Es sind alles gutmütige Kerle, die jetzt noch da sind.» Er sprach so, als rede er von Patienten eines Krankenhauses. «Der hier ist besonders leicht zu behandeln», sagte er, und er ließ Juan, den neuen Wärter, durch das Schiebefenster in der nächsten Tür sehen. Drinnen saß ein älterer Mann, der an einem Stück Holz herumschnitzte. «Den haben wir schon seit 18 Jahren. Der will auch gar nicht mehr weg, er hat früher als Matrose seinen Kapitän umgebracht, weil der ihn wie einen Hund behandelt hat. Wahrscheinlich hätten du und ich es ebenso gemacht. Vor drei Jahren hat man ihm die Begnadigung angeboten, aber er hat abgelehnt. Er will nicht mehr heraus. Man kann sich eben auch hier einleben», meinte er und schloß leise das Schiebefenster. «Und trotzdem bin ich froh, daß ich endlich wegkomme. Seit Jahren warte ich nun auf diesen Tag. Morgen, am 8. Mai, werde ich 70 Jahre. Heute ist mein letzter Tag im Dienst. Morgen früh werde ich zum Gouverneur Mouttet ins Büro gehen, und er wird mir eine goldene Uhr schenken. Mit einer Gravierung 'Für treue Dienste' oder etwas Ähnliches. Und mit dem Datum: 8. Mai 1902. Ich weiß es schon, obwohl es erst morgen offiziell wird.» Er sprach von dem Ereignis wie von einem großen staatspolitischen Akt.

«Da steht eine Tür offen», sagte Juan. Er deutete auf die Zelle am Ende des Ganges.

Das Gesicht des alten Pedro verdüsterte sich ein wenig. «Ach ja», seufzte er. «Daß mir der letzte Tag gerade das noch bringen muß. Das ist die Zelle von dem jungen Neger, der heute verurteilt wird. Er ist noch nicht aus dem Gerichtssaal zurück, drum ist die Tür offen. Aber das geht schlecht aus, ich hab es im Gefühl.»

«Was ist denn los mit ihm?» wollte Juan wissen. «Er heißt Guerinio», erklärte der Alte. «Ein Mischblut, drei Viertel Neger, ein Viertel spanisch. Ein hübscher, großer Kerl, etwa 20 Jahre alt. Vorgestern Abend, als das Fest war in der Stadt, da soll er unten am Hafen versucht haben, ein weißes Mädchen zu vergewaltigen. Es kann wahr sein — aber es muß nicht wahr sein. Aber du weißt ja, in diesem Fall verstehen sie hier keinen Spaß. Das Mädchen, das gegen ihn ausgesagt hat, ist die Tochter eines reichen Plantagenbesitzers. Da wird der arme Kerl wohl baumeln müssen.»

Noch während er sprach, hörte man aus der Ferne militärischen Taktschritt. Am Ende des Ganges tauchten vier uniformierte Polizisten auf. In ihrer Mitte ging Guerinio. Er fügte sich automatisch dem Taktschritt ein, die dunklen Augen starr geradeaus gerichtet, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. An der Zelle angekommen, löste der Sergeant die Handfessel, Guerinio, noch wie im Trancezustand, schritt im gleichen Taktschritt in die Zelle hinein, der Sergeant winkte dem alten Pedro, der die Tür abschloß — dann verschwand die kleine uniformierte Kompanie, blaue Jacken, rote Hosen, um die Ecke.

Die beiden bleiben ein Weilchen still. Den alten Pedro schien es in der Kehle zu kratzen, denn er räusperte sich laut und ausführlich, und es klang beinahe wie ein schmerzliches Stöhnen. «Ich weiß, daß sie mir nachsagen, ich weine jedem, auch dem schlimmsten Raubmörder, nach, der auf seinen letzten Gang geschickt wird. Es ist sonderbar, daß ich dagegen nie abgestumpft bin. Nun, wie auch immer, ich bin froh, daß ich dir jetzt die Schlüssel übergeben kann. Nächste Woche fahre ich mit dem Schiff nach Guadeloupe, wo meine Tochter verheiratet ist. Da bleibe ich, solange mich der Herrgott noch leben läßt. Hoffentlich gibt er mir noch ein paar Jahre Zeit.» Er hängte Juan den Schlüsselring aus und humpelte langsam davon.

Juan wartete, bis der Alte verschwunden war, dann schloß er eilig die Zellentür auf und trat ein. Guerinio lag auf der Pritsche in der Ecke, die Hände verschränkt hinter dem Kopf, die Augen geschlossen. Juan setzte sich neben ihn und rührte ihn leise an. «Was hat's gegeben?» fragte er.

Guerinio schwieg. Sein Atem ging heftig und schnell. Erst als Juan ein zweites Mal fragte, öffnete er die

Augen. «Tod», sagte er mit mechanischer, gefühlloser Stimme. «Weshalb sie da erst das Gericht zusammenschleppen! Ich habe vom ersten Augenblick an gemerkt, daß sie mich umbringen wollen.»

«Wann?» fragte Juan.

«Morgen früh um 8 Uhr.»

«Und könntest du nicht Berufung einlegen?»

«Nein. Da gibt es keine Berufung, sagten sie.»

Es war wieder still. Juan merkte, daß er dem allem nicht gewachsen war. Er war ein primitives, dumpfes Gemüt, ein paar Jahre älter als der Junge, der da auf der Pritsche lag und den sie morgen früh im Hof des Gefängnisses hängen wollten. Sprach er weiter, weil er neugierig war, oder weil er dunkel und jenseits seines Bewußtseins spürte, daß Reden das einzige Mittel war, um die verkrampfte Spannung ein wenig zu mildern? «Wie war das denn, vorgestern Abend mit dem Mädchen? Hast du ihr wirklich etwas tun wollen?»

Guerinio begann langsam und leise zu sprechen. «Vorgestern war doch das Fest. Du weißt doch.»

«Nein», sagte Juan, «ich weiß nichts. Ich bin erst heute früh von St. Bartholomey gekommen. Ich war dort beim Militär und habe bei einer Explosion drei Finger an der rechten Hand verloren. Ich konnte nicht mehr Soldat sein, darum haben sie mir hier den Posten des alten Pedro gegeben. Ich weiß also nicht, was für

ein Fest ihr hier hattet. War es ein Heiligenfest? Mit Prozession?»

Guerinio schüttelte den Kopf. «Wenn du dort oben durch das Gitter aus dem Fenster siehst, erkennst du gerade noch den Berg, den Mont Pelé. Er schien ein Berg wie jeder andere, und nur ganz andere Leute wußten, daß er vor langer, langer Zeit einmal Feuer und Asche gespien hat. Doch so recht glaubte niemand daran. Bis vorgestern morgen plötzlich ein Lavastrom aus dem Krater hervorschoß, die Zuckerplantage, die am Fuße des Berges lag, überschwemmte, und 28 Menschen verschüttete. Dann bekamen die Leute auf dem Lande Angst. Sie wollten alle in die Stadt, weil die am weitesten vom Berg entfernt liegt. Von ganz Martinique strömten sie zusammen, alle hier in St. Pierre, es war ein Gedränge in den Straßen, dichter als am Fest der heiligen Katharina. Der Gouverneur Mouttet wollte nicht, daß sie alle in die Stadt kamen. Er hielt eine große Rede und sagte, sie sollten wieder aufs Land zurück. Es seien zu viel Menschen in der Stadt. Und es sei auch kein Grund, sich aufzuregen. Er sagte: 'Der Mont Pelé schnarcht nur gerade einmal, weil er so tief im Schlaf liegt; laßt ihn ruhig schnarchen, aber regt euch nicht auf.'»

Guerinio hatte die Augen wieder geschlossen. Er sprach nicht weiter. Die Stille lag in der Luft wie ein unheimlich finsterner Schatten. Von ferne hörte man das dumpfe, langgezogene Heulen einer Schiffsirene.

«Die 'Roraima'», sagte Guerinio. «Sie kommt einen halben Tag zu früh. Mein Bruder Manuel fährt auf ihr als Schiffsjunge. Was wird er sagen, wenn er erfährt...» Er warf sich plötzlich herum, lag da, das Gesicht in die Hände vergraben, der Körper hin und her geworfen von lautlosem Schluchzen.

«Still, still», sagte Juan unbeholfen. «Denk nicht an die anderen, das hat keinen Zweck. Erzähl mir weiter von dem Fest.»

Guerinio kam langsam wieder zu sich. «Ach, es ist nicht viel mehr zu erzählen. Wir liefen auf den Straßen herum, wir sahen zum Mont Pelé hinauf, dessen Rauchfahne von unten aus dem Krater beleuchtet wurde, gelb und rot und weiß, es sah aus wie ein schönes Feuerwerk. Und natürlich tranken wir, und natürlich tranken wir zuviel, ich zumal, wo ich nicht viel vertrage. Aber ich habe dem Mädchen nichts getan, hörst du», er schrie plötzlich, «ich habe ihr nichts getan, sie können mich zehnmal verurteilen, was liegt ihnen dran, ob sie einen Schwarzen zu Recht oder zu Unrecht aufhängen. Ich habe ihr nichts getan, ich schwöre es dir.» Er atmete schwer und heftig. Draußen schien jetzt die Sonne unterzugehen, die Zelle war nun beinahe dunkel, man sah nur noch das Weiße von Guerinios Augen, die aus dem tiefbraunen Gesicht leuchteten.

«Es war schon sehr spät in der Nacht, die Straßen wurden schon leer, da ging ich allein noch einmal auf die Hafennole hinaus. Da draußen stand sie, an einen Landeposten gelehnt und sah aufs Wasser hinaus. Sie schien auch getrunken zu haben, wie alle, denn sie war es, die mich anredete — ich hätte es gar nicht gewagt, denn ich weiß ja, was einem geschieht, wenn man nur mit einem weißen Mädchen spricht. Ich muß ihr wohl gefallen haben, denn sie rückte ganz nahe an mich heran. Es war sehr aufregend und verwirrend. Ich hatte nie ein weißes Mädchen so gesehen. Sie tat es wohl auch nur, weil sie von niemand gesehen wurde. Und dann kam plötzlich ihr Vater von hinten auf die Mole und rief ihren Namen. Sie erschrak, denn sie wußte, ihr Vater würde sie halb totschlagen, wenn er sähe, daß sie mit einem Farbigen da im Dunkeln auf der verlassenen Mole stand. Ich konnte auch nicht entkommen, wir standen doch am Ende der Mole, und ich wollte nicht ins Wasser springen wegen der Haie. Es ging alles so schnell, ihr Vater kam näher, sie wußte nicht, was sie machen sollte und schrie plötzlich um Hilfe, obwohl ich doch gar nichts tat, sie überhaupt nicht angerührt hatte. Aber sie merkte, das war ihre einzige Rettung. Und mir wurde es sofort klar, daß es jetzt um Leben oder Tod ging, denn wenn ein weißes Mädchen gegen einen aussagt, so wird nicht mehr viel gefragt. Ich sprang ins Wasser, trotz der Haie, doch es waren keine Haie da, oder sie haben mich verschont, damit die anderen ihren Spaß hätten, mich hängen zu sehen. Nachher sagten sie mir, es sei das beste Zeichen für meine Schuld, daß ich versucht hätte, zu entkommen.»

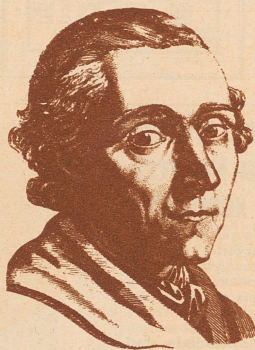
Die Zelle war jetzt völlig dunkel. Juan, der neue Wärter, streichelte leise den Arm des Gefangenen. «Du armer Hund», sagte er, und im Dunkeln schien plötzlich alle Befangenheit von ihm gewichen. «Du armer Hund. Ich glaube dir ja. Was sind wir alle für armselige Hunde.»

Draußen auf dem Gang hörte man Schritte kommen. Dann rief jemand nach dem Wärter. Juan ging hinaus und entzündete die Laterne, die auf dem Gang in einem

Eine hervorragende Neuerscheinung

Mary Lavater-Sloman

Genie des Herzens



Die Lebensgeschichte Johann Caspar Lavaters

Mit 16 ganzseitigen Abbildungen,
1 vierfarbigem Titelbild und 1 Schlusssignette
Großoktav, 478 Seiten Umfang
Geschmackvoll gebunden. Preis Fr. 13.50

In den 59 Kapiteln dieses Werkes ist Lavaters Leben in seinen Höhen und Tiefen, sind seine Beziehungen zur Welt, sein Wirken als Theologe und Vaterlandsfreund, seine dichterische Tätigkeit, seine Bemühungen um die empirische Psychologie, sein Familienleben, sind Freundschaft und Liebe, Vergötterung und Verfolgung in schnellfließender Erzählung heraufgeführt.

... Diese Biographie erzählt, mit bewundernswertem Geschick alle Quellen zum Sprudeln bringend, die Lebensgeschichte Lavaters... Ein Buch, an dem Geist, Kenntnis und Liebe zu gemeinsamer und wirkungsvoller Arbeit sich verbündet haben. Aus einer ausführlichen Besprechung in der NZZ. von Dr. E. K.

Dieses Buch ist durch
jede Buchhandlung zu beziehen



MORGARTEN-VERLAG A.-G., ZÜRICH

eisernen Haken hing. In dem flackernden Lampenschein stand ein alter Priester.

«Ich bin der Bruder Crispin», sagte eine volle Stimme. «Ich möchte den Gefangenen Guerino sehen.» Juan deutete auf die Tür, reichte dem Bruder Crispin die Laternen und ließ ihn eintreten. Dann tappte er im Dunkeln weiter, um die übrigen Laternen auf dem Gang anzuzünden. Auf der Bekanntmachungstafel am Eingang hing eine Mitteilung der Gefängnisdirektion, die besagte, daß am nächsten Morgen sämtliche Gefangene um 5 Uhr zur Arbeit auf die Zuckerplantage Rodrigane transportiert würden, und daß der heute verurteilte Häftling Guerino Masca um 8 Uhr am nächsten Morgen auf dem Gefängnishof durch Erhängen vom Leben zum Tod gebracht werde.

«Was sind wir doch für armselige Hunde», sagte der neue Gefängniswärter Juan zu dem Wachtposten am Eingang, und er sah dabei den Soldaten so sonderbar an, daß es dem ganz unheimlich wurde.

Es war schon spät am Abend, als Juan noch einmal den Gefangenen aufsuchte. Guerino saß auf der Pritsche und las in einem Buch, das ihm der Priester dagelassen hatte. Er schien verändert und sehr ruhig. «Der Bruder Crispin ist ein guter Mensch», sagte er. Er sprach so gelassen wie jemand, den man zufällig auf der Straße trifft. «Er glaubt mir auch. Er sagt, daß es schon viele solche Fälle wie den meinen gegeben habe und daß ich unschuldig hingerichtet werde wie schon so viele andere zuvor. Doch er sagt, kein Leid auf der Welt sei umsonst. Schließlich werde doch die Gerechtigkeit wiederhergestellt.» Er atmete einmal schwer und sah auf. «Geh morgen abend zum Hafen hinunter, zu dem Dampfer Roraima und versuche, meinen Bruder Manuel zu sprechen. Willst du es tun?»

Juan nickte stumm. Die Kehle war ihm zugeschnürt, er konnte kaum sprechen. «Was liest du da?» fragte er ablenkend mit heiserer Stimme.

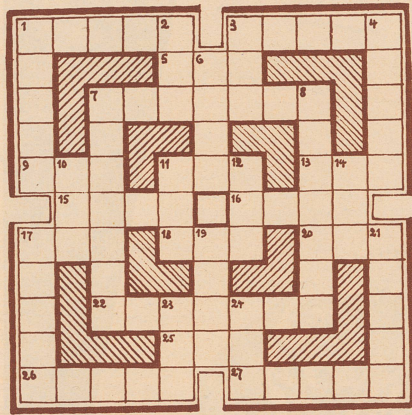
«Der Bruder Crispin hat mir eine Bibel dagelassen. Er hat mir ein wenig daraus vorgelesen und nun versuche ich selbst, noch weiterzulesen. Doch es geht schwer, ich war nur zwei Jahre in der Schule und kann kaum noch lesen.»

«Soll ich dir vorlesen?» fragte Juan. Er nahm die Bibel zur Hand und las, langsam und stolpernd, denn auch er konnte nicht gut lesen. «Und die Sonne war aufgegangen auf Erden, da Lot nach Zoar kam. Da ließ der Herr Feuer und Schwefel regnen von dem Herrn vom Himmel herab auf Sodom und Gomorra und kehrte die Städte um und die ganze Gegend und alle Einwohner der Städte und was auf dem Lande gewachsen war.»

(Fortsetzung Seite 1354)

RÄTSEL

Kreuzwörterrätsel



Waagrecht: 1. Flüßchen im Lötschental, 3. Schweizer Alpenpaß, 5. Gesetz, französisch, 7. Radiobestandteil, 9. Schmal, 11. Rotwild, 13. Luftförmiger Körper, 15. Geschichtsepöche, 16. Europäisches Grenzgebirge, 17. Anerkennung, 18. Farbe, 20. Göttin (lateinisch), 22. Eiweißstoff, 25. Nordisches Göttergeschlecht, 26. Berner Alpenpart, 27. Stadt in der ehemaligen Tschechoslowakei.

Senkrecht: 1. Zupfinstrument, 2. Stimmhöhe, 3. Wacholderschnaps, 4. Fluß in Indien, 6. Eintönig, langweilig, 7. Teilgebiet der Mathematik, 8. Alpenal in Graubünden, 10. Vorgebirge in Spanien, 11. Selten, 12. Kopfbedeckung, 14. Englisch Bier, 17. Fluß in der Schweiz, 19. Musikwerk, 21. Kantonshauptstadt, 23. Meeresbucht, 24. Monat.

Versätsel

Mein Wort dir täglich Dienste tut,
wenn du es bist — doch ohne Hut!
Und raubst du ihm nun noch den Fuß,
so wird's zu einem Raum voll Ruß.

Silbenrätsel

Aus den Silben:

ber - ce - des - dor - e - chr - eu - fa - grim - i - kra - la - lie - loo - ma - mann - mus - pi - rheu - ri - rit - se - sig - sit - ter - tis - tu - vo - wa - wal - wald - zei

sind 11 Wörter von nachstehenden Bedeutungen zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, und dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch von Grillparzer ergeben. Die einzelnen Wörter haben folgende Bedeutungen:

- Niederlage Napoleons
- Ort im Tirol
- Gelenkkrankheit
- Vogel
- Englischer Kriminalchriftsteller
- Griechischer Tragödiendichter
- Fabeltier
- Günstling
- Sprengstoff
- Deutscher Maler
- Englisches Herrscherhaus

Lösungen aus Nr. 43:

Silbenrätsel:

- Jalousie
- Edison
- Manila
- Epidemie
- Hirschgeweih
- Routine
- Detektor
- England
- Reserve
- Jagunt
- Auftrieb
- Havanna
- Raleigh
- Einbrecher
- Jolle

«Je mehr der Jahre, je näher der Bahre.»

Kreuzwörterrätsel:

Waagrecht: 1. Rasen, 6. Loden, 7. Beta, 9. Eisen, 10. Parade, 12. Odin, 14. Mull, 15. Gage, 17. Bei, 19. Episode, 21. Kredenz, 23. Tag, 25. Orel.

27. Uder, 29. Ayer, 30. Melone, 31. Altan, 32. Rege, 33. Fabel, 34. Husar.

Senkrecht: 1. Rosine, 2. Aden, 3. Sen, 4. Perm, 5. Straub, 6. Lido, 8. Adler, 10. Pagoden, 11. Elite, 13. Kaserne, 15. Giro, 16. Edel, 18. Datum, 20. Kader, 22. Zepher, 24. Gelee, 26. Seal, 28. Toga, 29. Alba, 31. Aas.

Magische Silbenfigur:

1. Okapi, 2. Kapus, 3. Piave.

Versätsel:

Reittier.

Sit Nervosität angeboren?



Nein!

Kaum ein Kleinkind ist von Natur aus nervös... Wer gute Nerven hat, bleibt länger jung. Gute Nerven = lecitinreiche Nervenzellen. Dr. Buer's Reinlecitin, der konzentrierte Nervennährstoff, wirkt nervenpflegend, nervenkraftaufbauend, nachhaltig.

Für die Nervenpflege

gegen nervöse Kopf-, Herz-, Magenschmerzen, Unruhe und Schlaflosigkeit.

DR. BUER'S REINLECITHIN

für körperliche und geistige Frische.

Erhältlich in Schachteln von Fr. 2,25, 4.—, 5,75, 9,75 (Kurpackung) in Apotheken. Depotlager: City-Apotheke von Salis, Zürich, Löwenstraße 1

Für unsere Frauen

«Lebensfreude» ist eine Veröffentlichung über die Gesundheits- und Schönheitspflege der Frau. Sie erscheint in Form einer Broschüre, die alles enthält, was jede Frau wissen muß, um sich gesund zu erhalten und zu gefallen, mit einem Wort, um glücklich zu sein. Dieses für jede auf ihr Wohlergehen bedachte Frau notwendige kleine Heft wird auf einfache schriftliche Anfrage an LA SUISSE, Lebens- und Unfall-Versicherungsgesellschaft, Kreisdirektion Zürich, Limmatquai 94, Abteilung R, kostenfrei zugestellt.

Abonnieren Sie die **ZI** Einzelnummer 35 Rp. 3 Monats- Abonnements Fr. 3.40



Johannes Jegerlehner

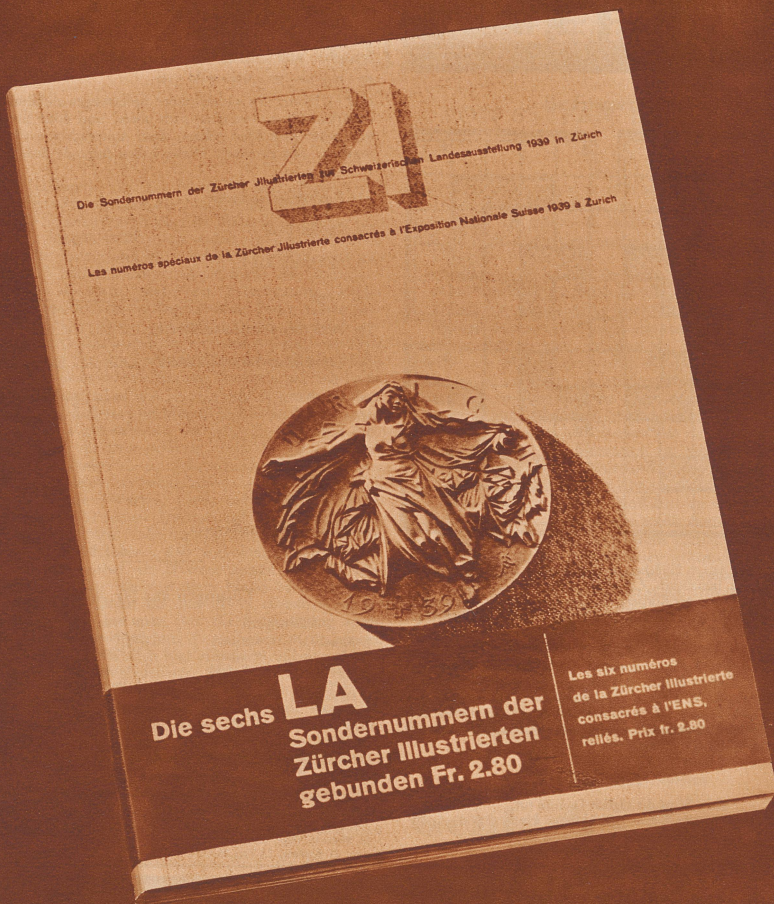
Das Haus in der Wild

Eine Erzählung

Umfang 312 Seiten mit mehrfarb. Umschlag Ganzleinen Fr. 5.80

Unverschuldete Armut ist ein hartes Ruhekitzen, aber von sich aus haben die Bergbauern keinen Finger nach Hilfe ausgestreckt. Zäh, eigenwillig und heimstolz ist das Volk. Solange noch ein Halm sprießt, der Keller Karottfäden gibt und der Stall einen Tropfen Milch, solange noch des Tages Mühen den Schlaf versüßen, geht man nicht um fremde Hilfe aus. — Es ist ein heroischer Kampf den unsere Bergbauern führen. Ein Kampf, in dem die Schwachen erliegen, die Starken, außen und innen von Narben bedeckt, ehrenhaft ihr Dasein fristen. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott — Kopf hoch, und es geht! So denken und handeln sie. — Bergbauern haben in vordere Zeiten unsere Freiheit erstritten. Bergbauern sind es, die sie heute hüten in ihrer reinsten Form, der absoluten Unabhängigkeit. — Drunten im Unterland, wer kennt sie und weiß von ihrem stillen Heldentum?

*Hörgarten-Verlag A. & B., Zürich



Auf den ersten Blick merken Sie, daß sich das LA-Album der ZI — der

nunmehr erschienene

232 Seiten starke Sammelband der sechs Landi-Sondernummern der «Zürcher Illustrierten» — nicht mit irgendeinem der jetzt und später erscheinenden Ausstellungsbilderbücher verwechseln läßt. Alle diese Publikationen haben ihre bestimmten Vorzüge, der Sammelband der ZI aber unterscheidet sich von ihnen durch seine unübertreffliche Lebendigkeit. Warum? Weil jedes Heft dem frohen Antrieb und der Schwungkraft der unmittelbaren Gegenwart sein Entstehen verdankt, nicht «Zusammenfassung» oder Rückblick sein will, sondern Leben und Pulsschlag. Ueber 300 Bilder findet der Leser des Sammelbandes, und unter diesen dreihundert sind mehr als zwei Dutzend farbig: drucktechnisch einwandfreie, nach einem besondern Verfahren der Firma Conzett & Huber mit größter Sorgfalt hergestellte, meist ganzseitige Farbaufnahmen, die auch das verwöhnte Auge zufriedenstellen. — Der reiche Bildteil wird begleitet von einem nicht minder reichen Textteil, der in seiner Gesamtheit zum richtigen «Landi-Spiegel» wird und im einzelnen manch träfes und nachdenkliches oder witziges und vergnügliches Wort namhafter Schweizer Autoren birgt. — Bildfülle, Textfülle und dazu noch gegen fünfzig Zeichnungen und Karikaturen, das ergibt zusammen ein einzigartiges und wertvolles Erinnerungsbuch. Wer vom Guten des Beste zu wählen bestrebt ist, greift darum ganz von selbst zum

LA-Album der ZI **Fr. 2.⁸⁰**
dem lebendigsten aller LA-Bilderbücher

Dès le premier coup d'œil, vous constatez qu'aucun livre d'images de l'Exposition nationale suisse, paru ou à paraître, ne peut être comparé au livre-souvenir de la ZI.

Son charme ne consiste pas seulement en la reliure, renfermant 232 pages, mais en ceci, qu'il est composé d'images prises sur le vif. Plus de 300 photos, dont plus de deux douzaines en couleur, agrémentent des textes choisis, d'auteurs suisses. Par un procédé spécial, les éditeurs Conzett & Huber sont parvenus à offrir les plus jolies photos en couleur. — Une cinquantaine de croquis et caricatures achèvent de parfaire cet album. — Celui qui désire posséder le plus vivant et le plus avantageux des livres-souvenirs de l'Exposition nationale suisse, n'hésitera pas à faire l'acquisition de l'Album de l'Exposition nationale suisse de la ZI **fr. 2.⁸⁰**

«Hör auf», sagte Guerino. «Ich bin müde.»
Er ließ sich lang auf die Pritsche fallen und sank, noch während Juan die Bibel auf den Tisch legte, unvermittelt in tiefen, schweren Schlaf.

In der Frühe des 8. Mai 1902, wenige Minuten vor 8 Uhr, barst die Erde am Mont Pelée auf der Insel Martinique. Unter ungeheurem Donner riß der Berg auseinander, stieß glühende Lava aus sich heraus, schleuderte versengende Asche in die Luft. Eine riesige gelbe Schwefelwolke, größer als die ganze Insel, kam vom Berg herunter und legte sich auf alles, was da lebte, Pflanzen, Tiere, Menschen. Sie erstickte in drei kurzen Minuten die 25 000 Bewohner der Stadt St. Pierre und die 15 000 Bewohner der übrigen Insel, die zwei Tage zuvor in die Stadt geflüchtet waren — zusammen also 40 000 Menschen. Der Tod kam so plötzlich, daß viele ihn gar nicht kommen sahen. Man fand sie später, versteinert unter einer Aschenkruste, so wie das Leben sie verlassen hatte, ohne daß sie es merkten, eine Familie, die am Tisch saß, im Büro den Kaufmann, der noch den Federhalter in der Hand hielt, ein Kind, das eine Puppe im Arm hatte. Doch andere lagen da, zerrissen von der Hitze, auf dem Antlitz noch Entsetzen und Todeskampf. Mit solcher Gewalt brach der glühende Schlamm aus der Erde heraus, daß die Aschenteile weithin weg bis in die Urwälder Südamerikas, bis in die Steppen Asiens geschleudert wurden. So gewaltig, alles Maß übersteigend war die Schwefelwolke, die über der Insel stand, daß man noch tagelang später in Europa die Sonne, wenn sie des Abends ins Meer hinabtauchte, nur wie durch einen düstern Schleier sehen konnte. 40 000 Menschen wischte der giftige Atem hinweg. Er löschte aus das Leben des Gouverneurs Mouttet, der die Insel regiert und der drei Tage zuvor aus Sorge vor einer Panik den Leuten verwehrt hatte, die Insel zu verlassen. Löschte aus das Leben des Mädchens, das drei Tage vorher behauptet hatte, von einem jungen Farbigen an der Mole vergewaltigt worden zu sein. Löschte aus das Leben ihres Vaters, der auf dem Tod des jungen Burschen bestanden hatte, den sie in der Nacht noch halb bewußtlos aus dem Wasser gezogen und den die Haie verschont hatten. Löschte aus das Leben des alten Pedro, der an diesem Tage seinen 70. Geburtstag feierte, der «für treue Dienste» vom Staat mit einer goldenen Uhr beschenkt werden sollte und der dann nach Guadeloupe fahren wollte, um dort bei seiner Tochter den Lebensabend zu verbringen. Löschte aus das Leben des neuen Gefängniswärters Juan, der erst am Tage zuvor auf die Insel gekommen war, um hier einen neuen Abschnitt seines Daseins zu beginnen. Löschte aus auch das Leben des alten Priesters, Bruder Crispin, der am Abend zuvor seine Bibel im Gefängnis gelassen hatte bei einem zwanzigjährigen jungen Burschen, Sohn eines halbspanischen Vaters und einer schwarzen Mutter, Guerino, der zum Tode verurteilt war und in der Frühe dieses Tages sterben sollte.

An diesem Morgen hatte Guerino geschlafen. Geschlafen, so wie einer schläft, der einen langen schweren Kampf hinter sich hat und nun in ein neues Leben hineinschlüft. Wäre nicht das große Unheil dieses Tages gekommen, er hätte geschlafen, bis sie um 8 Uhr gekommen wären, geleitet von Juan, dem Wärter, und Bruder Crispin, dem Priester, um ihn zum letzten Gang abzuholen.

Doch dann hatte es ihn jäh aus dem Schlaf emporgeworfen. Ein betäubender Donnerschlag ließ ihn aufspringen, er sah noch, wie das schwere Eisenblech, das vor dem Gitterfenster stand und den Blick nur nach oben freiließ, wie von einer unsichtbaren Riesenfaust zugeklappt wurde. Guerino wurde von dem Luftdruck gegen die Wand geschleudert, es wurde finster, er vernahm noch für einen Augenblick das Donnern der Erde, gemischt mit dem ohrenzerreißenden Geschrei von Mensch und Tier, dann verlor er die Besinnung.

Als er wieder erwachte, war es still. So still, wie es nur im Grabe still sein kann, daß man glauben konnte, es habe nie einen Laut gegeben. So still, daß Guerino lange zögerte, in diese stumme Dunkelheit einen Ruf zu senden. Doch es antwortete nichts. Guerino rief laut und leise, auf spanisch und in dem Negerdialekt der Inseln, er schrie, daß ihm die Kehle brannte, und er wimmerte leise vor sich hin — die Dunkelheit blieb stumm und lautlos. Er wußte nicht, wie oft und wie lange er schrie, er lag schließlich da, halb bewußtlos, doch er schrie immer wieder, mechanisch und wie im Schlaf, ohne zu wissen, daß er schrie. Er konnte die Zeit nicht messen, er merkte nicht, daß er dalag zwei Tage und eine Nacht, doch auch die Tage waren wie Nacht, aber er schrie in dieser einen langen Nacht, so wie der Prophet Jonas zu Gott schrie, als er von dem Fisch verschluckt war, den der Herr gesandt hatte. Aber auch Jonas wurde erhört aus der Tiefe des Meeres, aus der Berge Gründen, aus der Erde, die ihn verschlossen zu haben schien, ewiglich.

Daß seine Rufe schließlich Antwort fanden, war Guerino zunächst gar nicht zu Bewußtsein gekommen. Er vernahm wohl das Klopfen von draußen, er vernahm dann auch Stimmen, doch es drang gar nicht in ihn hinein. Er schrie ebenso mechanisch weiter wie zuvor, und erst als gewaltsam und sehr mühselig die Tür aufgerissen wurde, erst als, überrieselt von Schutt und Asche, eine

Gestalt in dem Türrahmen auftauchte und das Licht in die Zelle hineinbrach mit einer Hefigkeit, die beinahe fürchterlicher war als die Dunkelheit zuvor, erst da erkannte Guerino das Leben.

Sie trugen ihn hinaus, doch er spürte kaum, was mit ihm geschah. Er merkte nicht, daß sein Bruder Manuel, der Schiffsjunge auf der Roraima war, ihn hinuntertrug zum Hafen, ganz allein auf seinen Armen, und daß er niemandem erlaubte, ihm zu helfen. Er kam erst wieder zu sich, als er in einer Kajüte der Roraima lag und der Schiffsarzt an seiner Stirn die Wunde verband, die er bekommen hatte, als die unsichtbare Riesenfaust ihn gegen die Wand schleuderte.

Er lächelte beinahe ungläubig, als sein Bruder Manuel ihm erzählte, was sich zugetragen hatte. «Siebzehn Schiffe lagen im Hafen», sagte Manuel. «Nur zwei davon sind noch da, und eins davon ist die Roraima. Ich erfuhr schon am Abend, als wir ankamen, was mit dir geschehen war. Aber außer mir weiß es nun niemand, sie sind alle tot. Als der Ausbruch vorüber war und man wieder an Land konnte, begann ich gleich zu suchen. Doch es war schwer, denn der Turm, der neben dem Gefängnis stand, war eingestürzt und hatte alles verschüttet. Vorhin hat mir der Schiffingenieur erklärt, wie es gekommen sein muß. Der Luftdruck habe das Eisenfenster an deiner Zelle zugeklappt, dann sei der Turm darübergestürzt und so sei der tödliche Schwefeldunst, der alles andere umgebracht hat, nicht in deine Zelle gedrungen. Das hat dich gerettet. Er strich dem älteren Bruder leicht über den Verband an der Stirn. «Morgen fahren wir nach Cuba. Der Kapitän nimmt dich mit. Er ist sogar stolz darauf, daß er dich an Bord hat. Bleib in der Kajüte, bis wir abgefahren sind. Du sollst gar nicht mehr sehen, wie das Land jetzt daliegt. Morgen früh stechen wir in See, und in zwei Tagen sind wir in Cuba. Dann fängt das Leben neu an.»

So fuhr am nächsten Morgen Roraima ins Meer hinaus, das noch immer bedeckt war von den Ascheteilen, noch immer überschattet von der Schwefelwolke am Himmel. Sie fuhr hinaus in der Richtung nach Norden, der Insel Cuba zu, und sie trug an Bord einen jungen Neger, der im Gefängnis von St. Pierre gelegen hatte und der vom Engel des Herrn verschont worden war, als er auslöschte vierzigtausend Leben mit einem Wink seiner Hand.

Geschichte von dem Finger

VON JOSEF ROBERT HARRER

Das ist die Geschichte von dem Finger, die William Brighlam, der alte Arzt, immer wieder erzählt, wenn die Rede auf Afrika kommt.

*

Ja, das will ich meinen, daß die Schwarzen Mut haben, Mut und Ausdauer und noch einige andere Eigenschaften, die man bei uns nicht auf Schritt und Tritt findet. Das ist nun gute vier Jahrzehnte her, daß ich im obern Sudan als Militärarzt Dienst machte. Es war eine verflucht gefährliche Zeit, mitten im Faschodakonflikt, der England und Frankreich beinahe zu Feinden gemacht hätte. Aber die Sache wurde rascher geregelt, als wir alle dachten. Und dann kam die flauze Zeit des Nichtstuns. Die Kerle da unten sind gesund wie die Fische im Wasser. Dieses Sprichwort muß übrigens dort entstanden sein. Glauben Sie mir! Ich bin als Arzt viel in den Kolonien Englands herumgekommen, aber ich fand keine Gegend, wo die Aerzte weniger zu tun haben als in Faschoda und Umgebung. So konnte ich die freie Zeit benützen, um große Touren zu unternehmen und Land und Leute kennenzulernen. Wenn zufällig irgendwo in einem Eingeborendorf etwas zu kurieren war, half ich gerne aus, um nur ja nicht ganz aus der Umgebung zu kommen.

Was die Menschen dort an Schmerzen ertragen, läßt sich nicht beschreiben. Man kann ihnen fünf Zähne ohne Pause ziehen, das tut ihnen nichts. Sie lachen dazu und machen sich sofort aus den gezogenen Zähnen eine Schmuckkette. Es ist mir mehr als einmal zugestoßen, daß einer bat, ich möge ihm noch drei Zähne ziehen, denn die Kette sei sonst unseinbar.

Das Unglaublichste aber erlebte ich in einem Dorf am Sobat, einem Nebenfluß des Weißen Nils. Dort traf ich

einen Schwarzen, der sich eben den rechten Zeigefinger schwer verletzt hatte. Der Finger sah fürchterlich aus. Er war nicht mehr zu retten; er mußte amputiert werden. Ich sagte das dem Patienten.

Er grinste. «Schneide ihn nur weg, es bleiben mir noch genug Finger!» Ich hatte aber kein Betäubungsmittel bei mir und zögerte. Aber der Schwarze grinste nur noch mehr und hielt mir den Finger hin. So entschloß ich mich zu der Operation; ich amputierte den Finger, wie man einen Zweig vom Baume schneidet, gar nicht anders. Der Schwarze zuckte mit keiner Wimper, er zitterte nicht, er grinste nur. Obwohl ich in meine Tätigkeit sehr vertieft war, bemerkte ich plötzlich doch etwas, was mir unfaßbar war.

Ich tat aber nichts dergleichen, sondern beendete die Operation und verband die Wunde. Sofort sagte der Schwarze: «Dieser Finger muß auch weg!» Dabei streckte er mir den gesunden kleinen Finger entgegen. Ich schüttelte nun den Kopf und verabreichte dem Schwarzen eine tüchtige Ohrfeige, daß er, der nicht darauf gefaßt war, zurücktaumelte. Dann schrie ich ihn an: «Du Schweineas! Während ich dir den Zeigefinger der rechten Hand abschneide, stichst du mir mit der linken Hand den silbernen Bleistift! Nun willst du noch einen gesunden Finger hergeben, um mir auch die Taschenuhr stehlen zu können!...»

Da lief der Schwarze davon, als wenn ihm ein böser Geist erschienen wäre. Meinen Bleistift aber sah ich nie wieder.

*

Das ist die Geschichte von dem Finger, die William Brighlam, der alte Arzt, immer wieder erzählt, wenn die Rede auf Afrika kommt.



So ein Novemberwetter! Schon ein kurzer Weg genügt, um ganz durchnässt zu werden.



Die zarten Strümpfe und die dünnen Sohlen geben freilich keinen Schutz.



„Hoffahrt muss leiden, und von nassen Füßen kriegt man den Herbstschnupfen.“



— „Den kriege ich nicht, — ich nehme immer Gaba. Gaba schützt vor Husten und Heiserkeit!“



Individuelle Behandlung aller Formen von Nerven- und Gemütskrankheiten nach modernen Grundsätzen. Entziehungskuren für Alkohol, Morphin, Kokain usw. Epilepsiebehandlung, Malariaebehandlung bei Paralyse. Dauerschlafkuren. Führung psychopathischer, haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie. Behandlung von organischen Nervenkrankungen, rheumatischer Leiden, Stoffwechselstörungen, nervöser Asthmalen, Erschlaffungs-

zustände etc. Diät- und Entfettungskuren. Behandlung dieser Art Erkrankungen in eigenen

Physikalischen Institut

(Hydro- und Elektrotherapie, medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder, Höhensonne, Diathermie, Massage usw.) 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser. Prachtige Lage am Zürichsee in unmittelbarer Nähe von Zürich. Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit.

Prospekte bitte bei der Direktion verlangen. Telefon Zürich 914.171 und 914.172. — Ärztliche Leitung: Dr. H. Huber, Dr. J. Furrer. Besitzer: Dr. E. Huber-Frey

SANATORIUM KILCHBERG BEI ZÜRICH